

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 142.

Mittwoch, 20. Juni.

1928.

(14. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Hans Alfred von Bern.

(Nachdruck verboten.)

Zochen prüfte mit dem Finger die Windrichtung und fürschte, behutsam Tritt um Tritt sehend, näher. Am östlichen Horizont flamme es auf, leuchtende, funkende Strahlengarben, alles ringsum in eine Flut von Licht und Glanz hüllend.

Neben dem matten Altgold welkender Eichenblätter schimmerten wie blaurote Korallen die Beeren der Eberesche, silbergraue Weißbuchenstämme hoben sich von dem blaugrün des Nadelholzes ab, und zwischen eingesprengten Fichtenhorsten leuchteten schneigewisse Birken, deren aderfarbenes Laub in wirkungsvollem Gegensatz stand zu dem tiefen Bordeauxrot der Blutbuchen.

Es war eine Farbensymphonie von unerhörter Pracht und Schönheit.

An Ried und Rain, Busch und Baum gliederten gleich Diamanten Tautropfen, in allen Farben des Regenbogens im Morgensonnenstrahl schillernd.

Ein paar Kohlmeilen nestelten in den überhängenden Zweigen einer Erle, pickten den Samen aus den braunschwarzen Käpfchen, und an dem rissigen Stamm einer Randkiefer kletterte ein Buntpech empor, die Vorfahrt nach Larven und Käfern absuchend.

Der Hall eines Büchenschusses zerriss jäh die friedliche Stille, erschreckt hielten die Meisen inne, im Bogenflug strich der Specht durch das Holz.

„Lühe stand wie erstarrt, schwer atmend, — — — Hertha, — sollte sie?! — — —

Im Unterholz brach es, huschende, graubraune Schatten, — ein, — zwei, — drei, — vier, — fünf, — sechs, — sieben Stück Kahlwild flüchteten über das Gestell, — — — der Achtzehnender fehlte, — er lag also!

Kein Zweifel, Hertha mußte den Kapitälen gestreckt haben, — ihr gönnte er den Hirsch, — ja, — aber ganz, ganz leise regte sich in Zochen ein Gefühl der Enttäuschung, — — — wenn er eine Viertelstunde früher gekommen wäre — — —

Nun, wo er nicht mehr befürchten mußte, das Wild zu vergrämen, schritt Lühe schneller aus, — jetzt lag die „Bruchwiese“ vor ihm, und dort, — — — nein, es war kein Phantasiurgebilde, keine Täuschung der erregten Sinne, — dort kniete, noch auf Brieckower Revier neben dem zusammengebrochenen Hirsch ein Mann. — Zochen fühlte, wie sich seine Faust ballte, heiß und kalt überlief es ihn, — so ein Lump, so ein infamer, niederrüchtiger Lump, — aber diesmal sollte ihm der Kerl nicht entkommen, — diesmal nicht, und seine Hand umkrampfte den Kolbenhals der Büchse.

Gedeckt durch ein paar Wacholderbüschle, froh Lühe näher, — der Kerl zeigte ihm gerade die Brust, — wenn er ihn einfach über den Haufen schosse, ohne anzurufen, ihn, dessen Geschöß ihm schon einmal beinahe zum Verhängnis geworden war, — „der G'schwind're, — der G'sünd're!“ — aber nein, auf einen wehrlosen Menschen schießen, das war nichts anderes als Mord!

Der Wilderer hatte eine schwarze Stoffmaske vor dem Gesicht, — aber diese Gestalt, — wo nur hatte Zochen den Menschen schon einmal gesehen?!

Gleichgültig, — jetzt galt es zu handeln, kühl und

überlegt, denn wenn Hand und Auge nicht todruhig waren, wenn der Schuß sein Ziel verfehlte, dann — —

Lühe richtete sich in kniende Stellung auf, aber da knackte ein morscher Ast, — — — im gleichen Augenblick warf sich der Wilddieb mit fahnenartiger Gewandtheit hinter den Rumpf des Hirsches, Zochen fuhr mit der Büchse empor, — den Bruchteil einer Sekunde zu spät, — drüben blieb es auf, ein kurzer, harter Knall, — Lühe fühlte einen heftigen Schlag an der rechten Brustseite, einen zerrenden, brennenden, reißenden Schmerz, dann wurde es ihm schwarz vor den Augen, Myriaden von Feuerfunken tanzten einen tollen dämonischen Reigen, — mit einem röchelnden Aechzer brach er rücklings zusammen. Leise raunte und flüsterte der Morgenwind in den Zweigen.

„Weidmannsheil! Komteß.“

„Weidmannsdant!“

Hertha gab dem Obersöster die Hand.

„Sie müssen, bitte, entschuldigen, wenn ich Sie warten ließ, aber natürlich war ich doch eingeschlafen, ein wahres Glück, daß ich Siebenschuh gesagt hatte, er solle mich für alle Fälle wackeln, mein Verlobter würde mich schön ausgelacht haben, wenn ich den Büschgang verzaht hätte!“

Wagner zündete die kleine Laterne an.

„Wir haben mehr als reichlich Zeit, der Hirsch zieht doch erst bei vollem Büchsenlicht nach dem „Langen Bruch“, ich war gestern früh noch einmal draußen und hatte ihn auf kaum achtzig Gänge vor mir.“

„Da mag es Ihnen schön im rechten Zeigefinger gezaubt haben!“ Der Obersöster schmunzelte.

„Will's nicht leugnen, Komteß, so ein Kapitale kommt nur alle hundert Jahre mal vor.“

„Ob wir ihn denn bekommen?“

„Ja, das hängt ganz davon ab, wo er steht. Wenn er vom „Langen Bruch“ aus nach dem Brieckower Revier wechselt, sind unsere Aussichten günstig, ist's aber umgekehrt und hat er sich drüben in Jagen 14 eingestellt, dann kommt Herr von der Lühe zum Schuß!“

„Na, hoffen wir das Beste!“

Hertha stellte die Hände in den kleinen Jagdmuff und schritt leichtfüßig den einsamen Waldweg entlang, daß der Obersöster Mühe hatte, ihr zu folgen, zitternd huschte der Lichtschatten der Laterne über die knorrigen Wurzeln.

Schattenhaft hoben sich von den Uferwiesen die Umrisse einzelner alter Bäume ab, über der Aue lagen träge graue Nebelschwaden „de Voß brugt“, wie die Leute sagen.

Mit klatschendem Flügelschlag stand ein Reiher auf und strich flühaufwärts, leise quakten Enten im Röhricht.

Allmählich verblaßten die Sterne, die schmale Sichel des abnehmenden Mondes ging am Horizont unter.

Der Obersöster verlöschte die Laterne und stellte sie in den Rücken.

„In einer Viertelstunde haben wir Büchsenlicht!“

Hertha lud die Doppelbüchse.

In langem Zuge strichen Krähen von den Schlafbäumen nach Westen, den Feldern zu, das junge Mädchen blickte ihnen nach und fröstelte in der Kühle des Herbstmorgens; wie ein schwermüttiger Zauber lag es über der weiten, einsamen Landschaft.

Und ringsum kein Laut, nur das Fallen der Tropfen, alles grau in grau.

Jetzt flang ein Schrei herüber, Hertha fuhr wie elektrisiert zusammen, und unwillkürlich fasste Wagner nach ihrem Arm: „Hören Sie, Komteß, das ist er, der Kapitale, er steht offenbar auf Briezower Revier, aber der Hall kann auch täuschen!“

„Wollen wir versuchen, die Kanzel zu erreichen?“

„Nein, wir müssen das „Lange Bruch“ umschlagen, damit wir günstigen Wind haben, freilich es ist ein Umweg, aber eine andere Wahl haben wir nicht!“

„Also gut, dann los!“ und das junge Mädchen schlug ein Tempo an, daß der Obersöster Mühe hatte, zu folgen.

„So, nun gleich den Büschpfad, quer durch das Moor, dann sind wir in fünf Minuten an der „Bruchwiese“!“ Hertha nickte.

„Gehen Sie nur, bitte, voran, ich kenne mich hier nicht so aus.“

In diesem Augenblick klang gedämpft der Knall eines Büschenschusses herüber. Unwillkürlich blieb der Förster stehen. „Schade!“

Mißmutig warf das junge Mädchen die Büchse über die Schulter.

„Zu dummkopf! Ich hatte mich so gefreut! Jochen wußte doch, daß ich heute früh herausgehen wollte!“

Wagner konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, Komteß, auf der Jagd ist das nun mal nicht anders, Sie bekommen doch wenigstens die Hirschatenbrotsche!“

Und das Geweih bleibt auch in der Familie, nun wollen wir aber ein bißchen zugehen, damit wir meinen Verlobten überraschen, er wird natürlich selig sein, kommen Sie!“

„Vielleicht ist der Achtzehnender auch angeschweift oder vorbeigeschossen, wollen Komteß nicht doch lieber die Büchse zur Hand nehmen?“

„Hm, wenn Sie meinen? Ich glaube es aber kaum, Jochen schießt eine sichere Kugel und sonst, wenn der Hirsch nicht im Feuer gelegen hätte, würde es auch zweimal geknallt haben.“

zwischen den Stämmen schimmerten die vereisten Auenwiesen hindurch — — —

„Sehen Sie, sagte ich es nicht!“ Hertha deutete nach vorwärts: „Da liegt der Kapitale, knapp zehn Schritte über der Grenze, und da, — — —,“ aber das Wort erstarb ihr im Munde: „das — — das ist — —“

„Still doch! Stille!! — Ein Wilderer!“

„Ein Wild — — —“

Mit eisernem Griff fasste der Obersöster Herthas Arm und drückte das junge Mädchen nieder:

„Bleiben Sie um Gottes willen ruhig hier, Komteß,“ tuschelte er: „Sie dürfen sich keinesfalls zeigen, der Kerl ist zu allem fähig, ich will versuchen, ob ich an ihn herankommen kann.“ Und schon glitt Wagner, den Drilling schußbereit in der Hand, von Baum zu Baum.

Hertha war wie betäubt, ihre Pulse flogen, und der Atem stockte ihr. Da! —

Von drüben her, dort, wo das Briezower Stangenholz begann, ein Geräusch, wie von einem brechenden Ast, — im gleichen Augenblick machte der über dem verendeten Hirsche kniende Mann eine jähre Wendung, warf sich platt zu Boden und lag auch schon im Anschlag, — ein kurzer, harter Knall, ein Feuerstrahl, — Wagner hörte die Kugel schlagen und dann einen dumpfen Fall, ein Stöhnen — — —

Der Obersöster war blitzschnell hinter eine Eiche am Wiesenrand gesprungen. „Halt!! Gewehr weg!!“

Doch schon hatte sich der Wilderer umgedreht, — „Sssssst!“ zischte ein Geschöß haarscharf neben Wagner vorüber, schlug klatschend in das Erlenunterholz, — — — ein zweiter Schuß, diesmal aus dem Drilling des Obersösters, — — — der Mann dort drüben warf die Arme in die Höhe und stürzte schwer vornüber.

„Um Gotteswillen!“ Herthas Glieder flogen vor Erregung: „Haben Sie ihn — erschossen?“ Wagner nickte.

„Ja, in der Notwehr, ich hatte keine andere Wahl, aber — — —“ er stockte und griff nach der Hand des jungen Mädchens, „ich bitte Sie, Komteß, seien Sie stark, — es ist möglich, — ich glaube fast, — Herrn von der Lühe ist ein Unfall zugestossen, — der Lump schob auf ihn — — —“

„Wo?! — Wo?! So kommen Sie doch! Jochen! — Jochen!“

Aber es kam keine Antwort, — alles blieb still, nur der Specht lachte höhnend.

„Komteß! Ich werde erst allein hinüber gehen —“

Doch Hertha lief schon, so schnell sie die Füße tragen wollten, quer über die Wiese.

„Jochen! Jochen!“

Hinter einem knorrigem, breitästigen Buchsbaum schimmerte es graugrün, — eine Lodenjoppe, — eine regungslos hingestreckte Gestalt, mit einem Aufschrei stürzte das junge Mädchen in die Knie, bettete Lühes Kopf in ihren Schoß und starre auf die roten, perlenden Tropfen, die gleich Rubinien aus der durchschossenen Brust sickerten.

(Schluß folgt.)

Der getippte Liebesbrief

Von Heinrich Scharf.

Darf man Liebesbriefe mit der Schreibmaschine schreiben? Gewiß, wenn man in seine Schreibmaschine verliebt ist. In allen anderen Fällen akuter Verliebtheit aber greift man zur Feder. Denn die biegsame, nachgebende Federprise ist ein guter Herzenstromleiter, während die Maschine wie ein Isolator zwischen Gefühl und Schrift steht.

Wollen wir einmal den Liebesbrief ausschalten und kurz den Unterschied zwischen Hand- und Maschinenschrift betrachten. Dann gewahren wir gleich die Kluft, die zwischen Liebe und Mechanik besteht.

In der Handschrift liegt Persönliches, ein Teil der menschlichen Individualität, enthüllen sich Charakter und seelische Komplexe, jeder Schnörkel, jeder Punkt, jeder Gedankenstrich hat Leben, zeigt von Übereinstimmung zwischen Schrift und Mensch. Wie nett die fahrigie Schrift des jungen Mädchens, wie ausgeglichen die beherrschten Züge der Damen, wie rührend die ungeliekte Buchstabenmalerei eines betagten Mütterchens. Man lasse nur einmal ein Kind mit der Feder hinschreiben: „Lieber Pappi, tausend Grüße!“ Mit der Schreibmaschine geschrieben, könjen dieselben Worte niemals die Wirkung erzielen wie das herzige Geträufel der Kinderspote. Man spricht nicht umsonst vom Zauber der Handschrift. Handschrift ist Poesie, dem Graphologen ein unerhörtes Forschungsfeld, dem Schriftkundigen eine Augenweide, wie ein Bild von der Geliebten.

Der Maschinenschrift mangelt jede persönliche Note. Der harte Stahlfinger des Typenhebels klopft die Buchstaben mechanisch aufs Papier, einen wie den andern, als marschierten vreuliche Soldaten im Parademarsch auf, die gesichteten Lettern blicken uns kalt, ohne Herz und Seele an. Maschine ist nüchternste Prosa, ihre Schrift interessiert nur den Mechaniker.

Die Feder verrät sofort, in welchem seelischen Zustand ein Brief verfaßt wurde, ob in momentaner Erregung, ob hingefüllt in übermüttiger Laune oder in geschäftiger Eile, ob mühsam aus den Fingern gesogen oder nach einem vorherigen Aufsatz rein abgeschrieben.

Die Maschine versteht sich nicht auf Gemütsabstufungen. Im höchsten Aufstieg, in tiefster Depression wird sie immer gleich schreiben. Sie verrät nicht einmal, ob der Schreiber ein Mann, eine Frau oder ein Fremder ist, der eine Mystifikation mit uns treibt. Das äußere Schriftbild der Königin und der Stallmagd, soferne tippen können, ist haargenau dasselbe.

Bei der Maschine also kommt es nur auf den Inhalt an. Aber der Liebesbrief ist durchaus nicht nur Inhalt, sondern seine Schale macht ihn erst zum Getisch. Die wenigsten Menschen vermögen sich reitlos auszudrücken. Das was in der Feder steht bleibt, kann auch in der Maschine stehen bleiben. Aber was durch die Feder plastisch zum Ausdruck kommt, die Seele der Handschrift, die zarte Botschaft aus dem Unterbewußtsein oder die unterdrückte aus dem Bewußtsein, das gibt die letzten Fragen und Antworten der Liebe. Den Reiz der Dinge, die nur schwer zu entziffern sind, aber sich dann als die herzigsten entpuppen — auch ein Klecks kann putzig wirken, während ein fleckendes Farbband alles Zaubers entbehrt — kennt die Maschine nicht. Auch die orthographischen Fehler verlieren maschinen-

geschrieben alle Individualität. Sie können ebenso gut durch Danebengriffe auf der Tastatur entstanden sein.

Doch abgesehen von der steifen Schreibart, geht bei der Maschine auch aller Duft des Vertraulichen, des Holden, das dem Liebesbrief anhaften soll, verloren. Der Liebesbrief will nicht nur inhaltlich den Zustand der Liebe ausdrücken, ihm soll schon äußerlich ein Fluidum austreten, das die geliebte Person vor Augen zaubert. Schon der Empfang des geschriebenen und getippten Briefes ist von grundverschiedener Wirkung. Dort erkennt man gleich die Handschrift des geliebten Wesens, drückt sie an Mund und Herz, hier weiß man nicht, ob es sich um ein Reklameschreiben einer Kaffee- oder Wäscheferma handelt. Briefe mit der Maschine erweden nie sofort die Illusion, ein Stück vom Schreiber vor sich zu haben und mit dem Herzblut geschrieben zu sein, auch wenn sie mit dem roten Farbband getippt wurden.

Der Liebesbrief darf beim Empfänger auch nicht das Gefühl erwecken, daß er im Bureau geschrieben worden ist. Er muß aus einer gewissen gehobenen Stimmung heraus entstehen, man zieht sich von der störenden Umwelt zurück, man schreibt unter einem blühenden Baum, im Erker eines Stübbchens, still muß die Feder über das Papier gleiten können, das Gebläse der Schreibmaschine stört. Jede Umschaltung ist wie ein Riß in die Stimmung. Die Maschine ist im weiten Umkreis hörbar. Unterstufe können einen überraschen. Den handgeschriebenen Brief kann man rasch unter der Mappe verschwinden lassen, aber der eingespannte ist nicht so schnell entfernt. Dem getrockneten Brief haftet stets ein fatales Beigeschmack von Geschäftlichem an: „Bezugnehmend auf Ihr Wertes . . .“ oder der Gedanke, in die Finger diktirt worden zu sein.

Das alles gilt natürlich nur für den echten Liebesbrief. Wenn er mißbraucht und zum Geschäftsbrief wird, ist es egal, wer und was ihn schreibt. Tausend Mark mit der Maschine angekündigt, lösen dann mehr Freude aus als zehn mit noch soviel begleitender Handschrift über sandte.

Und wie ist es zuletzt mit den Souvenirs d'amour? mit den verbliebenen Andenken an die Liebe? Kann man sich vergessene Schreibmaschinenliebesbriefe vorstellen? Wer weiß nach Jahren noch, wer sie geschrieben, inhaltlich sind sie ja alle gleich, erzählen sie von Lieb' und Treu', aber die einstmal so teure Hand ist nicht darin verewig. Man muß sich erst zurechtfinden, wer der Schreiber gewesen sein möchte? Und eine Lode zwischen Schreibmaschinenzeilen, ist das nicht eine verlorene Reliquie?

Witbolde werden nun sagen, mit der Maschine geschriebene Liebesbriefe seien unbedingt vorzusezieren, wegen der Durchschläge. Aber was sollen bei dem Konsum eines modernen Don Juans sieben oder acht Durchschläge, wo es billige Brevielsättigungsapparate gibt, die eine unbeschränkte Anzahl von Abzügen liefern?

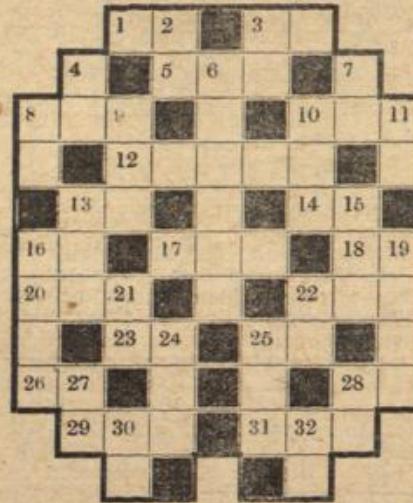
Natürlich, wer eine ganz unleserliche Handschrift hat, wer schon so alt und trübig ist, daß er nur mehr Hieroglyphen hinnämen kann, darf mit der Maschine schreiben, aber der tippt ja auch in der Liebe so gründlich daneben, daß es kaum mehr auf ein Farbband geht.

Erst wenn einmal die Maschine alle und alles erfaßt haben wird, wenn die Welt zum mechanischen Puppentheater geworden ist, dann mag die Handschrift auch beim Gefühls-

Kontaktortent von der Maschine abgelöst werden. Vorderhand sind wir noch nicht so weit. Was sich sieht, das schreibt noch Feder.

Sogar Eheleute sollten sich nicht der Maschine bedienen.

Silben-Kreuzworträtsel.



Wagrecht: 1. Ballspiel zu Pferde. 3. Blutgefäß. 5. Französischer Phosifer. 8. Weiblicher Vorname. 10. Teil eines Photographenapparates. 12. Musikinstrument. 13. Rattengift. 14. Französischer Romanschriftsteller. 16. Figur aus "Peer Gynt". 17. Landwirtschaftlicher Beamter. 18. Land in Arabien. 20. Italienischer Männername. 22. Weiblicher Vorname. 23. Deutsche Großstation. 25. Säugetier. 26. Priestergewand. 28. Amerikanischer Baum. 29. Salbe. 31. Geheimnisvolle Wurzel. — Senkrecht: 2. Weiblicher Vorname. 3. Asiatischer Strom. 4. Schweizer Kanton. 6. Moderner Sport. 7. Steinfrucht. 8. Verdauungsorgan. 9. Polarforscher. 10. Papagei. 11. Teil einer Zahlung. 13. Vorraum. 15. Heilverfahren. 16. Italienischer Dichter. 18. Prosadichtung. 19. Russisches Saiteninstrument. 21. Strom in Süddeutschland. 22. Fischereigerät. 24. Großtöchterchen. 25. Vorbild. 27. Bullantisches Gestein. 28. Gewicht. 30. Schiffstell. 32. Österreichisches Seebad.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels in Nr. 136:
Senfrecht: 1. Aßt. 2. Olaf. 3. Tara. 4. Erz. 5. Adam.

6. Ries. 7. Nil. 9. Eros. 11. Glen. 13. Film. 14. Bonne. 15. Rot. 17. Kai. 18. Traum. 20. Gms. 21. Tee. 23. Aurel. 24. Rogen. 25. Alba. 26. Met. 28. Sem. 30. Reis. 32. ist. 34. Mia.

— Was gredit: 2. Ost. 5. Altar. 8. Rejeda. 10. Rienzi. 12. Raffael. 14. Brom. 16. Selt. 18. Moos. 20. Elf. 22. Narr. 23. Umm. 25. an. 26. Mus. 27. Eos. 29. Ur. 31. Leier. 33. Gemine. 35. Steg. 36. semi... 37. Ult. 38. Loden. 39. Nas.



Reise und Verkehr



Reise-Knigge.

Was man auf Reisen tun und lassen soll.

Wenn jemand eine Reise tut, — so denkt er zumeist nur an das eigene Vergnügen und Wohlergehen. Wir Menschen sind nun einmal unverbesserliche Egoisten. Mit jugendlichem Schwung verläßt man die altgewohnte Wohnstätte — und läßt leider auch so oft die gute Kinderstube zurück. Es ist für den Psychologen eine reizvolle Aufgabe, die Menschen zu beobachten, wie sie sich z. B. in der Eisenbahn benehmen. Die wenigsten sind natürlich, die einen tun vornehm, sie sitzen, mit seinen Handschuhen angezett, in der Ecke, lesen ein Buch und tun so, als ob sie die ganze Welt nichts angehe, wenn sie auch durch noch so schöne Gegenden fahren. Die anderen sind aufgeregt, sie haben keine Minute Ruhe; kaum sitzen sie, so schwängen sie sich durch hastig zurückgezogene Beine auf den Gang, kaum haben sie mit vieler Mühe ihren Koffer im Rekt vertraut, so fühlen sie plötzlich wieder die swingende Notwendigkeit, ihn herunterzuholen, sie jangen frampshaft Gespräche mit ihren Mitreisenden an, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob ihre „Leutefreigheit“ auch angenehm ist. Sie blättern unausgesetzt im Kursbuch, sie ziehen

die Uhr, sie fragen zum hundertsten Male den dienstuenden Beamten, ob der Zug denn auch wirklich dahinfahre, wo sie hinwollen, und andere schöne Dinge mehr. Menschen, die sich natürlich benehmen wie sonst auch, die die Eisenbahnfahrt als nichts Außergewöhnliches betrachten, die verstehen, ihre Schattenseiten abzuschwärzen, ihre Unannehmlichkeiten voll zu genießen, gibt es wenige. Noch weniger gibt es aber, die die Verpflichtung in sich fühlen, auf die Mitreisenden Rücksicht zu nehmen, und die soviel innere Kultur besitzen, nicht nur an sich selbst zu denken.

Durch eine Eisenbahnfahrt sind Menschen, die sich vorher nie gesehen haben, und die sich später nie mehr sehen werden, (abgesehen natürlich von solch zufälligen Begegnungen, die zu lebenslänglichen werden), für Stunden, oft für Tage an einen engen Raum gebunden. Man sollte meinen, daß dies Auseinander-angewiesen-sein von vornherein zur Rücksichtnahme verpflichtet. Man müßte doch glauben, daß jeder Reisende das Verlangen fühlt, sich und seinen Zwangskollegen die Fahrt so angenehm wie möglich zu gestalten. Aber dem ist leider nicht so. Gerade die Tatsache, daß man mit Menschen zusammen ist, die man wenige Stunden später nie mehr sehen wird, veranlaßt viele, es an Takt fehlen zu lassen. Da steht ein junger Mann fast während der ganzen

Fahrt am Fenster des Coupé. Das Coupé ist überfüllt, und ein alter Mann oder eine alte Frau müssen stehen. Wenn Sie nun glauben, daß er das Recht auf seinen Platz, von dem er ja in Wirklichkeit keinen Gebrauch macht, aufgibt, so täuschen Sie sich. Plakatbieten in Autobus und Straßenbahn ist eine Seltenheit geworden, in der Eisenbahn eine nie mehr vorkommende Tatsache. Haben Sie schon bemerkt, daß jeder neu Ankommende oder Zustiegende vom ganzen Coupé, das völklich seinen Körngeist gefunden hat, wie einen Feind behandelt? Die höllischste Frage, ob denn noch ein Platz frei sei, wird entweder gar nicht oder höchst abweisend beantwortet. Kleidungs- und Geväststüde werden gern so gelegt, daß der neue Passagier den Eindruck gewinnen muß, als ob das Coupé voll besetzt ist. Nicht jeder besitzt die Reiseerfahrung, an der verschiebaren Platznummertentabelle, die sich vor jedem Coupé eines D-Zugwagens befindet, abzulesen, welche Plätze noch frei sind.

Es ist sicher auch nicht unbedingt notwendig, den Reiseproviant gerade in den größten Koffer, der zuunterst im Geväst liegt, zu tun. Eigentlich müßte die primitivste zweckökonomische Betrachtung dies verhindern. Aber immer wieder werden wir beobachten können, daß Umwälzungen der Geväststüde notwendig sind, weil das Kindchen gerade so großen Hunger hat und weil die Mama Schokolade essen will. Oft werden zu dieser lebensnotwendigen Beschäftigung noch die Kräfte der mitreisenden männlichen Personen in Anspruch genommen, und bei einer heftigen Schlenderbewegung des Juges geschieht es nicht selten, daß die Köpfe der Reisenden eine etwas unliebsame Berührung mit den Koffern machen. Überhaupt das Reisegepäck! Wer hat noch nicht in einem Wissblatt den leuchtenden Mann oder die rasende Frau gesehen mit unzähligen Geväststücken vorsintflutlicher Art bewaffnet? Alle müssen dann im Geväst verstaubt werden, und jeder Konkurrenzlosen wird wütend beiseite geschoben. Man gewöhne sich endlich an, praktische Geväststüde zu benutzen und nicht alles für eine Weltreise als Handgepäck mitnehmen zu wollen. Jedes Umsteigen wird bei überreichlichem Geväck zur Qual, und das Geväck im Coupé reicht nicht aus, um alles unterzubringen.

Reisebekanntschafte sind ja sehr schön, und es ist sicher manchmal unterhaltsamer, miteinander zu sprechen, als steif wie ein Bok und unnahbar wie ein Maharadja während einer langen Fahrt dazuliegen. Aber man dränge sich nicht allzu eifrig auf und betrachte sich als Komiker und Unterhaltungskünstler für das ganze Coupé. Wie in einer Gesellschaft nicht der der besterzogene sein muß, der das Gespräch an sich reiht und beherrscht, so auch nicht der Reisende, der sich an alle wendet und unbedingt seine Worte loswerden will. Das Gespräch muß sich natürlich bewegen und darf nicht kramphhaft aufrechterhalten werden. Auch betrachte man sein Gegenüber, besonders wenn es entgegengesetzten Geschlechtes ist, nicht mit zu großer Bewunderung. Die Sprache der Augen ist bereit, und es ist nicht immer angenehm, fortwährend eindringlich gemustert zu werden, wenn auch die Musterung mit Liebe vorgenommen wird. Eisenbahnflirt soll ja auch zuweilen ganz nett sein und nicht allzu selten vorkommen. Man muß aber nicht unter allen Umständen beim Betreten des Trittbrettes sofort ein Abenteuer wittern und nun alle Opfer der romantisch erregten Seele wie ein weidgerechter Jäger auskundschaften. Unsere jungen Damen wissen sich zwar heute sehr gut allein zu helfen, aber es ist doch nicht immer angenehm, Bliden so schonungslos preisgegeben zu sein.

Reisefultur, Reisetat werden dann zu einem ernsteren Problem, wenn wir uns über die Landesgrenzen begeben. Wie bildet sich denn das Urteil eines Volkes über das andere? Neben den mehr oder minder gefärbten gedruckten Berichten aus eigener Anschauung. Nicht umsonst rühmen sich die Kellner und sonstiges Personal, das mit Fremden zu tun hat, damit, daß sie auf den ersten Blick die Deutschen als Deutsche erkennen. Es sind nicht immer gerade die guten Seiten, nach denen sich ihr psychologischer Scharfschlag orientiert. Jeder Auslandsreisende muß wissen, daß er durch sein Betragen Schaden anrichten kann. Auch wird er nie zu dem vollen Genuss seiner Reise kommen, wenn er den alten Adam minimiert und sich nicht anzuwenden versteht. Es wäre wirklich an der Zeit, einen Reise-Knigge zu schreiben. Ob er aber viel Absatz haben wird?

Südtirol als Reiseziel.

Magda Böttner weist in den „Bremex Nachrichten“ darauf hin, daß die beste Hilfe für das bedrängte Südtirol augenblicklich darin besteht, daß, wer eine weitere Reise ins Ausland machen kann, nach Südtirol geht. In Frage kommt das Gebiet von Bozen (heute Bolzano), Oberbozen, Meran, Trafoi und Sulden (St. Gertraud). Wer es sich leisten kann, fährt ab Bozen mit der elektrischen Hochbahn nach Oberbozen

und weiter nach Klobenstein, das herrlich den Dolomiten gegenüber gelegen ist. Als Durchgangsstation ist der Aufenthaltsort in Bozen sehr zu empfehlen. Es lassen sich von Bozen schöne Tagesautotouren machen, wie nach dem Catzersee usw. Ebenso ist Meran, dicht bei Bozen, bildschön gelegen und besonders für Frühlingsaufenthalt geeignet. Von Meran gelangt man in 1½ Stunden per Bahn nach Spoldini, wo die Stilser Hochstraße aufwärts führt. Von hier kann man mit Auto durch das herrliche Suldtal aufwärts nach Sulden (St. Gertraud) fahren. Wer mehr aufwärts will, wandert oft zwischen gewaltigen Alpenrosenfeldern zu den Unterlunkshütten, von wo man mit dem Führer weitergeht. Wer je eine Reise in diese Höhenwelt unternahm, wird immer die Sehnsucht im Herzen haben, wieder zu ihr zurückzufahren. Also: Auf nach Südtirol! Was nun die Hilfe anbelangt für die Bewohnerchaft Südtirols, so handelt es sich nicht allein um eine notwendige wirtschaftliche, sondern in erster Linie um eine seelische.

Der Seidenst Ostpreußen,

die Schnellsschiffslinie Swinemünde-Zoppot-Pillau-Memel, ist seit Pfingsten ununterbrochen in vollem Gange. Er wird während der ganzen Hauptreisezeit viermal wöchentlich (ab Swinemünde Samstag, Sonntag, Mittwoch und Donnerstag 19.00) mit den neuen Motorschnellschiffen „Hansestadt Danzig“ und „Preußen“ betrieben. Bis 30. Juni gilt noch der „Jugendvilegetarif“ für wandernde Jugendcharaktere von 20 Jahren aufwärts mit der ungewöhnlich starken Ermäßigung um 75 Prozent, so daß dannach zum Beispiel die Strecke Swinemünde-Pillau nur vier Reichsmark kostet. Aber auch sonst sind die Tarife durch Rückfahrt- und Gesellschaftsreisearten (25 oder 50 Prozent) so gestaltet, daß sie mehr als je die Aufmerksamkeit auf den schönen deutschen Osten als Reiseziel lenken.

Eine wichtige Neuerung sind die billigen „Feriensonderkarten“, die an die zahlreichen nach Swinemünde laufenden Feriensonderzüge den Anschluß bis nach Danzig, Ostpreußen und Memel bringen. Durchgehende Gevästfertigung nach allen ostpreußischen Stationen erlaubt den mühelosen Genuss der schönen Seereise.

Reichs-Bäder-Adressbuch.

Ein Handbuch der deutschen Heilbäder, Seebäder, Kurorte, Sommer- und Winterfrischen und Führer durch deutsche Städte mit Fremdenverkehr. Etwa 1000 Seiten Groß-Quarto-Format. (Verlag: Reichs-Bäder-Adressbuch nach amtlichen Quellen bearbeitet G. m. b. H., Berlin SW 19).

Wie alljährlich ist zu Beginn der Reisezeit eine Neuauflage des bekannten Reichsbäder-Adressbuchs erschienen. Die vorliegende 4. Ausgabe des Werkes kann bei der Vielseitigkeit ihres Inhalts mit Recht als Lexikon des deutschen Bäderwesens angesehen werden.

Wie in den Vorjahren sind dem Verlag die Beschreibungstexte der einzelnen Orte von den zuständigen amtlichen Stellen zur Verfügung gestellt worden, so daß also für den gesamten Inhalt des Werkes Vollständigkeit und Zuverlässigkeit gewährleistet ist. Das Werk erteilt erschöpfende Auskunft über Bedeutung, geographische Lage, Klima, Sehenswürdigkeiten und Unterhaltungsstätten sämtlicher Reiseziele für Erholungs- und Vergnügungsreisende, insgesamt über etwa 1400 Bäder und Kurorte und 130 deutsche Städte. Bei Bädern informiert das Werk ausführlich über Heilerfolge, Art der zu behandelnden Krankheiten, Kurmittel, Kurzeit, Quellenanalysen usw. Ferner enthält die Neuauflage genaue Angaben über die an jedem Ort ansässigen Ärzte, Zahnärzte, Dentisten, Apotheken, Sanatorien, Hotels, Gasthäuser, Pensionen usw. Spezifizierte Angaben über Kurorte, Bäderpreise, Pensionspreise für jeden Ort ermöglichen die Feststellung der ungefähren Kosten einer Erholungs- bzw. Vergnügungsreise. Hervorragende Fachwissenschaftler liefern auch in diesem Jahre wertvolle allgemeinverständliche Beiträge wissenschaftlichen Inhalts. Das reichhaltige Kartenmaterial ist ergänzt und berichtigt worden. 18 Spezial-Bäder-Karten sowie ausführliche Angaben über das Kartenmaterial des Reichsamtes für Landesaufnahme dienen zur genauen Orientierung.

Bei dieser Vielseitigkeit des Inhalts ist das Werk ein nie versagender Berater für jeden Erholungs- und Vergnügungsreisenden; tausenden von Ärzten ist es unentbehrlich bei Beratung der Patienten; jedes Reisebüro erteilt aus dem Reichs-Bäder-Adressbuch Auskünfte. Durch das reiche Text- und Bildmaterial wirbt das Reichs-Bäder-Adressbuch für die besonderen Vorzüge der deutschen Bäder- und Kurorte und dient damit der Pflege des Heimatgedankens.